

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 78 (1984)
Heft: 12

Artikel: Gemeinsame Sicherheit und Feindbilder. 1., Friede heute - ein Friede zwischen Feinden ; 2., Gemeinsame Sicherheit - die politische Gestalt der Feindesliebe ; 3., Antiimperialismus als relatives, Antikommunismus als absolutes Feindbild

Autor: Ordnung, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143162>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gemeinsame Sicherheit und Feindbilder

1. Friede heute – ein Friede zwischen Feinden

In der kirchlichen Friedensarbeit wird häufig der Abbau von Feindbildern gefordert; man sieht in ihnen eine Ursache für die Kriegsgefahr. In offiziellen kirchlichen Erklärungen wird der Begriff Feindbild meist mit einem Attribut versehen. Man wendet sich beispielsweise gegen irrationale Feindbilder und ein undifferenziertes Freund-Feind-Denken. Ob aber rationale Feindbilder und ein differenziertes Freund-Feind-Denken für die Friedensarbeit auch positive Aspekte aufweisen könnten – darüber fehlt in solchen Erklärungen bislang jede Aussage.

Feindbilder lösen sich sehr schnell von ihrer gesellschaftlichen Wurzel, werden emotional aufgeladen und führen ein Eigenleben. Sie wirken deshalb in der Friedensarbeit eher desorientierend, so dass man der Forderung nach ihrem Abbau zustimmen kann. Allerdings darf das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet werden. Seit Menschen leben, gibt es den Tatbestand der Feindschaft in unserer Welt. Er entspringt nicht subjektiver Einbildung, sondern wurzelt in objektiven gesellschaftlichen Verhältnissen. Wenn eine Gruppe von Menschen andere unterdrückt und ausbeutet, dann muss das notwendig Feindschaft erzeugen. Und nicht der stört den Frieden, der dies als Feindschaft benennt, sondern der solche Zustände aufrechterhält und davon profitiert. Der wirksamste Abbau von Feindbildern wäre also die Veränderung jener Verhältnisse, die Feindschaft hervorbringen. Übrigens unterscheiden

auch Marxisten zwischen einer «begründeten Feindauffassung und einem von blindem Hass geprägten Feindbild», das abzulehnen ist (vgl. Sozialismus und Entspannung, Berlin 1980, S. 235).

Die Bibel ist realistischer als manche Christen. Wenn sie von Feindesliebe spricht, dann fordert sie damit nicht Sympathiegefühle für Feinde, sondern eine Haltung, die nicht die Vernichtung des Feindes will, sondern einen modus vivendi mit ihm sucht. Sie sagt auch nicht, dass mit der Feindesliebe die Feindschaft verschwindet. Friede ohne Feindschaft wird es erst geben, wenn Gottes Friedensreich am Ende der Zeiten vollendet ist. Friede auf Erden ist ein Friede zwischen Feinden. *Feindschaft muss also nicht Frieden hindern*. Die Frage, vor der wir stehen, die allerdings in der kirchlichen Friedensarbeit noch kaum gestellt wird, lautet also: Wie gehen wir in unserer Friedensarbeit differenziert mit dem gesellschaftlichen und politischen Tatbestand der Feindschaft um? Die Antwort könnte lauten:

1. Wir müssen deutlich machen, dass der Friede, um den es heute geht, ein Friede zwischen Feinden ist – kein paradiesischer Friede also, in dem alle Probleme gelöst sind. C.F. von Weizsäcker hat schon vor Jahren gesagt: Der Weltfriede ist nicht das Goldene Zeitalter. Weil viele (junge) Christen in ihrer Friedensarbeit von utopisch-romantischen Friedensvorstellungen ausgehen, verfehlen sie häufig die mühsame Aufgabe politischen Friedenshandelns. Ernüchterung ist hier gerade um des Friedens willen geboten.

2. In der kirchlichen Friedensarbeit gilt es, all jene politischen Konzeptionen zu unterstützen, die dieser Einsicht, dass der Friede ein Friede zwischen Feinden ist, eine konkrete Gestalt geben wollen, also etwa die friedliche Koexistenz oder die Gemeinsame Sicherheit, von denen man sagt, dass sie die politische Gestalt der Feindesliebe heute seien.

2. Gemeinsame Sicherheit – die politische Gestalt der Feindesliebe

Die von der Palme-Kommission entwickelte Idee der Gemeinsamen Sicherheit geht von zwei Tatbeständen aus:

1. Angesichts der technischen Entwicklung vor allem auf militärischem Gebiet kann Sicherheit nicht mehr gegen den Gegner gewonnen und durchgehalten werden, sondern nur noch gemeinsam mit ihm.

2. Trotz dieser Gemeinsamkeit bleibt die Gegnerschaft beider Seiten bestehen. Es geht um Sicherheit unter Feinden.

Diese Konzeption berührt sich stark mit der der friedlichen Koexistenz, wenn beide auch nicht völlig deckungsgleich sind. Ich sehe folgenden Unterschied: Die friedliche Koexistenz betont stärker den Antagonismus, da sie das Gegeneinander als Klassenkampf zwischen Kapitalismus und Sozialismus versteht. Die Gemeinsame Sicherheit verzichtet auf eine inhaltliche Bestimmung der Gegensätze; sie klammert historische Aspekte weitgehend aus und kann deshalb auch mit der Supermacht-Theorie verbunden werden. Während nach der friedlichen Koexistenz eine letzte Versöhnung nicht möglich erscheint, schliesst der aus der Gemeinsamen Sicherheit entwickelte Gedanke der Sicherheitspartnerschaft dies für die fernere Zukunft nicht ausdrücklich aus. Für die Gegenwart und die nähere Zukunft geht man aber von dem Fortbestehen des Gegensatzes aus.

Beide Konzeptionen sind also bestimmt von einer Dialektik von Gegnerschaft und Partnerschaft. Dabei ist es wichtig, zur Kenntnis zu nehmen, dass

die Konzeption der friedlichen Koexistenz in den letzten Jahren in eben diesem Sinne weiter inhaltlich gefüllt wurde. Das Buch «Sozialismus und Entspannung» nennt drei Grundelemente der Entspannung:

1. Die Existenz *gemeinsamer Interessen*, etwa an der Verhütung eines Nuklearkrieges oder an der Lösung globaler Probleme ökologischer Natur.

2. Die *wechselseitige Kompromissbereitschaft*. Weil keine grundsätzliche Interessengleichheit besteht und die eine Seite der anderen ihren Willen nicht aufzwingen kann, sind Zugeständnisse unerlässlich.

3. Ein bestimmtes Mass an *Vertrauen*. Als Kernfrage des Vertrauens wird «die Respektierung der gegenseitigen Sicherheitsinteressen» genannt.

Von daher ist es gut zu verstehen, dass die sozialistischen Staaten den Gedanken der Gemeinsamen Sicherheit positiv aufgenommen haben. Führende Vertreter der Sowjetunion, der DDR und anderer Länder haben das ausdrücklich erklärt. Auch eine Reihe von blockfreien Staaten steht diesem Gedanken positiv gegenüber. Es sind vor allem die USA und die meisten anderen Nato-Staaten, die diese Konzeption offen ablehnen. Sie sind ganz offensichtlich Feinde eines Friedens zwischen Feinden.

3. Antimperialismus als relatives, Antikommunismus als absolutes Feindbild

Vielleicht kommt man in der «Feindbild»-Diskussion weiter, wenn man zwischen absoluten und relativen Feindbildern unterscheidet. Der Antimperialismus beispielsweise scheint ein relatives Feindbild zu sein. Er will zum Kampf gegen den Imperialismus mobilisieren, nicht primär emotional, sondern auf Grund einer nüchternen politischen Analyse der historischen Situation. Sein Ziel ist nicht die Liquidierung der menschlichen Vertreter des imperialistischen Systems, das ja als notwendige

Entwicklungsstufe der menschlichen Geschichte begriffen wird. Er will die Veränderung dieses Systems, was nur mit friedlichen Mitteln geschehen kann. Deshalb tritt er für die friedliche Koexistenz mit ihm, und das heisst auch mit seinen Repräsentanten ein.

Der Antikommunismus dagegen sieht im Kommunismus eine krankhafte Verirrung der Geschichte, das Zentrum des Bösen, den Todfeind der Menschheit. Es geht ihm nicht um eine nüchterne Analyse und Auseinandersetzung. Er lebt nicht von der Geschichte, sondern von Geschichten, mit deren Hilfe Hass und Abscheu erzeugt werden sollen. Er ist ein absolutes Feindbild, weil er ein dauerhaftes friedliches Zusammenleben mit dem Kommunismus nicht für möglich hält. «Damit programmiert der Antikommunismus den Dritten Weltkrieg», heisst es in einer Studie der USA-Quäker über die «Anatomie des Antikommunismus».

Während relative Feindbilder geradezu ein Element der Konzeption der Gemeinsamen Sicherheit sind, steht das absolute Feindbild in einem eklatanten Widerspruch zu ihr. Ohne die Zurückdrängung des absoluten Feindbildes des Antikommunismus kann Gemeinsame Sicherheit nicht realisiert werden. Eine zentrale Frage kirchlicher Friedensarbeit heute müsste deshalb lauten: Wie können wir mithelfen, die Ablehner der Gemeinsamen Sicherheit, die Feinde eines Friedens zwischen Feinden zur Änderung ihrer Haltung zu bringen?

1. In der kirchlichen Friedensarbeit wird häufig gesagt, alle Seiten wollten den Frieden, sie schlugen nur unterschiedliche Wege dazu ein. Diese These stimmt offensichtlich nicht. Wer Gemeinsame Sicherheit ablehnt, wer den Gegner als Todfeind bezeichnet, wer Strategien für einen begrenzten, gewinnbaren Atomkrieg entwickelt, dem muss man den Willen zum Frieden absprechen. Hinter einer solchen Haltung, wie sie von der derzeitigen Regierung in den

USA eingenommen wird, steckt nicht pure Bosheit. Die USA stellen 6 Prozent der Weltbevölkerung, sie verbrauchen 40 Prozent der Weltressourcen. Sie wollen diese Position – die Ausbeutung und Unfrieden für Millionen von Menschen bedeutet – behaupten und ausbauen. Wer diese Position in Frage stellt, gilt als Todfeind, weil er die vitalen Interessen der USA bedroht. Martin Niemöller hat immer wieder darauf hingewiesen, dass hinter dem Antikommunismus der Mammonismus stecke, und die Kirche in dieser Sache zu einem prophetischen Wort gerufen.

2. Ein Denken in diese Richtung wird blockiert durch die These: Jeder fange bei der Friedensarbeit mit der Kritik an seiner Regierung, an den Zuständen im eigenen Land an. Dahinter steht eine Haltung des Provinzialismus, die auf eine Analyse der Weltsituation verzichtet und von der Annahme ausgeht, dass alle Regierungen gleichermassen für die gegenwärtige Kriegsgefahr verantwortlich seien. Nach der USA-Invasion in Grenada richtete der Theologe Mc Affee Brown einen Brief an die Christen in aller Welt, in denen er sie bittet, die Kirchen in den USA im Kampf gegen die Kriegspolitik ihrer Regierung zu unterstützen, weil diese Politik die ganze Welt bedrohe.

3. Schliesslich geht es darum, den in unseren Kirchen nachwirkenden Antikommunismus aufzuarbeiten, weil er desorientierend und deformierend auf Friedensarbeit wirkt. Er lenkt Aktivitäten von Friedensgruppen in eine Richtung, in der sie von Antikommunisten für ihre Zwecke genützt werden können. Er hemmt Kirchen, die Anliegen sozialistischer Friedenspolitik zu verstehen und – etwa in der Ökumene – zu interpretieren. Genau das aber könnte ein Beitrag unserer Kirchen zur Verwirklichung des Gedankens der Gemeinsamen Sicherheit sein.